

STADT ENTWERFEN

Franz Pesch im Gespräch mit Ronald Kunze und Detlef Kurth

08

SRL

SCHWERPUNKT · PLANERIN 6_10

Franz Pesch, Architekt und Stadtplaner (BDA, SRL), ist Professor für Stadtplanung und Entwerfen und Geschäftsführender Direktor des Städtebau-Instituts an der Universität Stuttgart. Auf die Gründung des Büros Pesch & Partner, Architekten und Stadtplaner, mit Standorten in Herdecke und Stuttgart, im Jahre 1983 folgte eine umfangreiche Gutachter- und Beratertätigkeit im In- und Ausland. In Sammelbänden und Fachartikeln (zuletzt: „Wie öffentlich ist der öffentliche Raum?“) äußert sich Franz Pesch zu aktuellen planungspolitischen Themen.

Das Interview wurde im November 2010 in Stuttgart geführt.

Herr Pesch, im Frühjahr haben Sie am Stuttgarter Städtebau-Institut ein Symposium zum Thema „Stadt entwerfen“ veranstaltet. Steht der städtebauliche Entwurf wieder auf der Tagesordnung?

Der Anlass war die Ehrung meines Vorgängers Klaus Humpert, der als Hochschullehrer, Fachpreisrichter und Querdenker die städtebauliche Diskussion der letzten Jahrzehnte beflügelt hat. Besondere Aktualität erhielt das Thema durch die Kontroverse über die „Schönheit der Stadt“, die seit mehr als einem Jahr die Gemüter erhitzt und auf Tagungen immer wieder hochkocht. Wir hatten Christoph Mäckler eingeladen, der mit geradezu missionarischem Eifer für eine Renaissance der Stadtbaukunst eintritt. Obwohl diese Entwurfshaltung im Kontrast zur handlungsorientierten und pragmatisch ausgerichteten Entwurfsphilosophie von Markus Nepl und den performativen Entwurfsansätzen von Sophie Wolfrum – unseren beiden anderen Referenten – zu stehen schien, zeigte sich am Beispiel konkreter Projekte, dass man sich in den Zielen einig ist. Deutlich wurde aber auch: Wer antritt, humane, lebenswerte und schöne Städte in der urbanen Tradition Europas zu gestalten, hat es mit einem sehr komplexen Wirkungsgefüge zu tun – mit Bezug auf den amerikanischen Stadthistoriker Spiro Kostof könnte man sagen, ohne profunde Kenntnis der Anatomie werden wir das Gesicht der Stadt nicht positiv beeinflussen.

Drückt sich in dieser Auseinandersetzung eine unterschiedliche Wahrnehmung der Stadt vonseiten der Architekten und der Stadtplaner aus?

In gewisser Weise schon. Zu Recht gibt es Kritik an der zweidimensionalen Wahrnehmung der Stadt; an Planungsprozessen, die sich in endlosen Abwägungen einzelner Belange verlieren – von der Erschließung über die zulässige Nutzungsart bis hin zur energetischen Optimierung. Die dritte Dimension – Morphologie und Stadtraum – gerät im Dickicht der heute verhandelten Anforderungen nur allzu leicht aus dem Blick. Auf der anderen Seite hilft es aber auch nicht weiter, wenn die Stadt in einem objektfixierten Verständnis auf eine Ansammlung ansprechender Gebäude und anmutiger Stadträume reduziert wird und soziale, ökonomische und ökologische Dimensionen ausgeblendet werden. Wir

wissen doch inzwischen: Aus noch so kunstvoll entworfenen Artefakten wird kein urbaner Raum entstehen, wenn ihre Nutzung nicht auf den Stadtraum ausstrahlt.

Sehen Sie die Chance für eine Annäherung der Standpunkte?

Es gibt gute Gründe, schnellstmöglich in einen Dialog einzutreten. Erstens: Auf die heutige Stadt wirken Kräfte ein, die mit gutem Willen und Sonntagsreden allein nicht zu lenken sind. In vielen Städten steht die Stabilisierung der Zentren auf der Agenda. Wenn die Kommunen in dieser Frage vorankommen wollen, müssen sie Ansiedlungen an der Peripherie verhindern und neue Verkaufsflächen mit dem Bestand ausbalancieren. Die Architektur neuer Einkaufsmagnete kann nur dann einen positiven Beitrag zur Stadt leisten, wenn endlich Introvertiertheit und Schematismus der Shopping-Malls überwunden werden und vernetzte Einkaufsquartiere entstehen, die sich zum Stadtraum öffnen. Die üblicherweise bevorzugten Fassadenwettbewerbe greifen hier zu kurz. Wer städtebaulich integrierte Konzepte will, muss das Thema grundsätzlicher angehen. Zweitens: Die Verweigerungshaltung der Bürgerinnen und Bürger gegenüber großen Projekten – vom Stuttgarter Bahnhof bis zum Neubau von Konzert- und Stadthallen – verweist über das Einzelprojekt hinaus auf Kommunikationsdefizite in der kommunalen Planung. Stadtweite Diskussionen über die Zukunft der Städte – wie zum Beispiel im Projekt Hannover 2020 – müssen zur Regel werden. Drittens: Die städtebaulichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte – von den Stadumbaugebieten in Ost und West über die großen Konversionsmaßnahmen bis zu den Hafenentwicklungen – wären ohne Städtebauförderung nicht möglich gewesen. Die im Raum stehende Kürzung dieser Mittel – vor allem im Handlungsfeld Soziale Stadt – könnte die Stadtentwicklung zurückwerfen und wieder soziale Brennpunkte heraufbeschwören. Diese und weitere Herausforderungen in der Stadtentwicklung verlangen nach Allianzen, die auf das gemeinsame Ziel verpflichtet sind, die europäische Stadt mit ihren Eigenschaften und Qualitäten weiterzuentwickeln. Unsere Profession wird in der öffentlichen Diskussion dieser Themen nur gehört werden, wenn sie eine gemeinsame Plattform findet.

Welche Bedeutung hat für Sie die Leipzig-Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt? Verfügen wir mit ihr nicht über eine geeignete Grundlage für den Diskurs?

Obwohl die Leipzig-Charta im Jahr 2007 von der Bundesregierung eingebracht und von allen EU-Mitgliedstaaten unterzeichnet wurde, spielt sie im Diskurs über die Stadtentwicklung wie auch in der städtebaulichen Praxis eine zu geringe Rolle. Mit dem Bekenntnis zur europäischen Stadt, ihren „einzigartigen kulturellen und baulichen Qualitäten, großen sozialen Integrationskräften und außergewöhnlichen ökonomischen Entwicklungschancen“ – wie es dort heißt – bezieht die Charta eindeutig auf die ökonomisch und kulturell begründete bürgerliche Stadtgesellschaft und ihren politischen Gleichheitsgrundsatz. Sie bietet damit die Plattform für den offenen Dialog über die Perspektive des Städtischen. Ihre handlungsorientierten Maximen – vorausschauende Stadtentwicklungspolitik, Gestaltung attraktiver öffentlicher Räume, Förderung der Baukultur und breite Mitwirkung der Akteure – bieten überdies den Kommunen eine planungspolitische Navigationshilfe für die Herausforderungen der nächsten Jahrzehnte.



Fürth Südstadt – Konversion eines innerstädtischen Kasernenareals (Entwurf: Pesch & Partner/WGF Freiraum, 1996)

Wie bewerten Sie die städtebauliche Praxis in der Bundesrepublik? Gibt es ein prägendes Leitbild für die städtebaulichen Entwürfe?

Als gebaute Antithese zur steinernen Stadt der Gründerzeit hat die Stadt der Moderne die Sicht auf die Stadt radikal verändert. Dem architektonischen Quantensprung im „Neuen Bauen“ – gut belichteten und besonnten Wohnungen, gut geschnittenen Wohnungsgrundrissen und durchgrüneten Quartieren – steht der rigide städtebauliche Funktionalismus gegenüber, der – mit der Entflechtung der Nutzungen, dem verkehrsgerechten Umbau der Innenstädte und der Erfindung der Großsiedlung – eine längst noch nicht abgetragene Hypothek für die Stadtentwicklung darstellt. Urbane Straßenräume oder gar Plätze von Rang hat diese Epoche nicht hervorgebracht. Erst im Zeitalter der Postmoderne wird die Bedeutung des Stadtraums wiederentdeckt. Vor allem in der intensiven Auseinandersetzung mit dem historischen Erbe hat unsere Disziplin wieder gelernt, wie urbane Räume codiert sind. Dennoch waren viele der großen Konversionsmaßnahmen der 1990er-Jahre noch zu sehr dem Siedlungsbau verhaftet. Der überfällige Paradigmenwechsel setzt erst im letzten Jahrzehnt ein – nicht zuletzt unter dem Einfluss ambitionierter Projekte in Amsterdam, Rotterdam, Kopenhagen, Zürich und Wien.

Wie bewerten Sie die städtebaulichen Leistungen des letzten Jahrzehnts? Unterscheiden sich die städtebaulichen Leitbilder in Ost-, West- und Süddeutschland?

Ein Blick in das von Engelbert Lütke Daldrup und Peter Zlonicky herausgegebene Buch „Große Projekte“ zeigt, dass der Städtebau in der Bundesrepublik inzwischen im internationalen Vergleich mithalten kann. Projekte wie das Französische Viertel in Tübingen, der Rheinau-Hafen in Köln, die HafenCity in Hamburg oder das Kreativquartier Zollverein in Essen – alle gehen auf städtebauliche Wettbewerbe zurück – dokumentieren, wie man mit zeitgemäßen Mitteln Stadt fortschreiben und urbane Orte gestalten kann. Regionale Unterschiede entdeckte ich in den Wettbewerbsergebnissen und Masterplänen jenseits lokaler Vorprägungen wie Landschaft, Topografie, Vornutzung und Gebäudebestand kaum. Soweit ich es beurteilen kann, spiegelt sich in der Realisierung der städtebaulichen Konzepte deutlich wider, welchen Stellenwert die jeweilige Kommune stadt- und baukulturellen Fragen beimisst. Folgt die Planung einer Vision über das Zusammenleben in der Stadt? Hat man Vorstellungen über die Qualität der Stadträume und der Archi-



Der zentral gelegene Park als Impulsgeber für das Quartier und die gesamte Südstadt

tektur? Wenn sich die Stadtspitze dieser Fragen nicht annimmt, sich im städtebaulichen Diskurs nicht positioniert, bleibt manche Chance für die urbane Entwicklung ungenutzt. Auf den Punkt gebracht: Ohne politischen Rückhalt helfen die besten Pläne nicht weiter.

An welchen historischen Vorbildern sollte sich der Städtebau orientieren?

Die urbanen Qualitäten der europäischen Stadt sind Ergebnis eines langen Optimierungsprozesses. Bei unseren Entwürfen beginnen wir folglich nicht bei Null, sondern knüpfen an historische Schichten und urbane Texturen früherer Generationen an. In meiner Vorlesung beziehe ich mich gern auf den Architekturtheoretiker Leon Battista Alberti, der – erstaunlicherweise in einer Epoche der Idealstadtentwürfe – die Stadtbaukunst als maßvolle Transformation der vorgefundenen Stadt versteht; als einen reflektierten Prozess, in dem funktionale und ästhetische Ansprüche der Stadtgesellschaft in einer harmonischen Form zusammengeführt werden. In unserer Zeit sind die urbanen Qualitäten der historischen Stadtquartiere der Maßstab, an dem wir die Entwürfe für Umbau oder Neubau von Quartieren zu messen haben. Aber: Die Geschichte liefert keine Blaupause für die Stadt der Zukunft. Angesichts der Zeiträume, die es

selbst in unserer beschleunigten Welt immer noch braucht, um städtebauliche Pläne Wirklichkeit werden zu lassen, kann keine Generation der Frage ausweichen, wie der Beitrag zum Weiterbau der Stadt aussieht. Die heute von manchen Altstadtfreunden und Gestaltungsbeiräten wortreich ins Spiel gebrachte Rekonstruktion vergangener Stadtbilder erscheint mir als ein allzu bequemer Weg, der den Blick auf das Wesentliche verstellt.

Können Sie Ihre Position zum städtebaulichen Entwerfen kurz umreißen?

Der städtebauliche Entwurf formuliert ein räumliches Gerüst, das sich im Lauf der Zeit mit Gebäuden füllen soll. Durch die Verteilung der Nutzungen, die Festlegung der städtebaulichen Dichte und die Gestaltung des Straßennetzes werden Daten für die Entwicklung eines Quartiers vorgegeben. Obwohl wir uns zunächst auf einer übergeordneten Maßstabsebene – in der Regel 1 : 1.000 – bewegen, stellen wir Weichen für die spätere Präsenz des Quartiers im Stadtraum: Wie knüpfen die Räume an bestehende Baustrukturen und Freiräume an? Wo liegen die wichtigen öffentlichen Räume, welche Dimension und welchen Zuschnitt sollen sie haben? Wie werden besondere Orte – Stadteingänge, Quartierszentren oder Parkränder – gestaltet. Wie entstehen – in einem Zusammenspiel von Genius loci und einer tragfähigen Idee – Identität und Atmosphäre. Im Fo-



Stuttgart Killesberg – im städtebaulichen Wettbewerb wurde das Gesamtkonzept festgelegt, Ausschnitt (Entwurf: Pesch & Partner/Jan Blaneck/Frank Lohrberg, 2004)

kus des städtebaulichen Masterplans steht zunächst und vor allem der öffentliche Raum. Insofern konzentrieren sich die räumlichen Aussagen zu Baustruktur und Freiraum zunächst auf typologische Aussagen. Der städtebauliche Entwurf lässt sich somit gut mit einer Choreografie vergleichen: Es wird ein stabiles räumliches Gerüst gesucht, das Spielraum für die individuelle Gestaltung auf den Grundstücken offen hält.

Beim Entwerfen selbst – in der Regel im Team mit Landschaftsarchitekten, Verkehrs- und Energieplanern – durchläuft das Projekt mehrere Stationen mit folgenden Betrachtungsschwerpunkten: Einbindung in den Kontext und die Geografie (Wo befinden wir uns? Welche kulturellen Gegebenheiten finden wir vor?), Analyse der historischen Schichten (Was prägte den Standort früher?), Festlegung der Nutzungen, der Dichte und des Erschließungssystems (Wie ist

das Quartier organisiert?), Erarbeiten eines räumlichen Gerüsts (Wie wird man den Stadtraum erleben?), Entwurf der Stadtbausteine für den Ort (Welche Typologien eignen sich für die zukünftigen Nutzer?), Erarbeitung des Masterplans (Wie fügen sich die Elemente zu einem stadträumlichen Ganzen?).

Welche Kritik haben Sie am Wettbewerbswesen, wo liegen Probleme bei der Entwicklung städtebaulicher Projekte?

Ich denke, dass die Durchführung von Wettbewerben zu den wichtigsten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Stadtplanung zählt. Genau betrachtet ist ihre Durchführung eine notwendige, längst jedoch keine hinreichende Bedingung. Es ist unbedingt erforderlich, den Stellenwert der einzelnen Wettbewerbsstufen über klare Zielvorgaben zu bestimmen. Mich überzeugt hier das Vorgehen in der Hamburger HafenCity, bei dem aus dem ersten Wettbewerb für den gesamten Stadtteil stabile städtebauliche Leitlinien abgeleitet wurden, auf denen alle weiteren qualitätssichernden Verfahren – für Baufelder, Gebäude und Freiraum – systematisch aufbauen.



Bocholt Industriestraße – Umnutzung eines Industriegeländes mit Orientierung zum Wasser (Wettbewerbsentwurf: Pesch & Partner/Scape, 2009)

In der Bundesrepublik werden mehr städtebauliche Wettbewerbe durchgeführt als in den anderen europäischen Ländern. Können wir mit den Ergebnissen zufrieden sein? Was wären für Sie die Kriterien für die Entwicklung urbaner Quartiere?

An Ideen für die Entwicklung urbaner Stadtquartiere fehlt es meistens nicht. Defizite sind bei der Umsetzung zu beklagen, wenn – trotz bester Vorsätze – nicht Kurs gehalten wird. Entscheidend für das Entstehen eines urbanen Quartiers ist die Schnittstelle zwischen dem Gesamtkonzept und den konkreten Bauvorhaben. Dazu einige Hinweise: In der Regel pflegen Entwickler von innerstädtischen Immobilien die von ihnen realisierten Gebäude nach Fertigstellung zu veräußern. Die Erwerber sind entweder auf Wohn- oder auf Büroimmobilien spezialisiert. Mithin werden – mit Blick auf den geplanten Weiterverkauf – vornehmlich homogen ge-

nutzte Projekte gebaut. Diese Unbeweglichkeit eines hybriden Gebäuden nach wie vor skeptisch gegenüberstehenden Immobiliensektors trägt maßgeblich dazu bei, die Monostrukturen der Moderne im heutigen Städtebau fortzuschreiben. Lebendige Stadtquartiere sind aber ohne Nutzungsmischung nicht zu bauen. Hier sind die Kommunen gefordert, wichtige Parameter vorzugeben, zum Beispiel die Gebäudetypologie, den Wohnanteil und die gewünschten Wohnformen. In direktem Zusammenhang mit diesem Phänomen steht eine zweite Herausforderung: Mit der gängigen Praxis, Baufelder von der Größe eines Fußballfeldes jeweils einer Investorengruppe zuzuschlagen, ist urbane Vielfalt nicht zu erzeugen. Es gibt aber eine Alternative: Bei einer wachsenden Anzahl aktueller Projekte – z. B. in Kopenhagen, Zürich und Berlin – wird die Tradition des Par-



Der Entwurf für das neue Rosenstein-Viertel in der Tradition der urbanen Stuttgarter Quartiere (Entwurf: Pesch & Partner mit Agence Ter.; südlicher Bereich: Trojan und Trojan)

zellenstädtebaus aufgegriffen und auf zeitgemäße Weise neu interpretiert. Die Ergebnisse machen Hoffnung auf eine neue Stadtqualität mit mehr Vielfalt in Nutzung, Gebäudetypologie und Architektur. Ein willkommener wirtschaftspolitischer Nebeneffekt könnte sein, dass wieder mehr mittelständisches Kapital in unsere Städte fließt und damit lokale Verantwortung und baukultureller Anspruch zurückgewonnen werden können. Ein dritter wesentlicher Punkt betrifft die Erdgeschossnutzung. Die beste Freiraumgestaltung ist keine Garantie für einen lebendigen öffentlichen Raum, wenn Straßen- und Platzräume nicht von Wohnungen und Läden, Dienstleistungen und Gastronomie gesäumt werden. Um diese belebende Schicht im Erdgeschoss zu halten oder anzusiedeln, braucht es Strategien, in der Nutzungskonzepte, Finanzierungskonzepte und Verfahrensinnovationen miteinander verknüpft werden.

Wie – meinen Sie – entsteht eine Entwurfshaltung im Städtebau?

Vielleicht sollte man zunächst zwischen der Haltung und der Handschrift unterscheiden. Die Entwurfshaltung entsteht in der ständigen Auseinandersetzung mit der existierenden Stadt, ihrer Geschichte, ihrer Kultur und ihrer räumlichen Qualität. Der Architekturtheoretiker Gerd de Bruyn sieht die Stadt als „Artefakt zweiter Ordnung, ... als immerfort unfertiges Produkt offener Produktionsprozesse“. Wollen wir die europäische Stadt erfolgreich weiterbauen, müssen wir ein Verständnis für das Ganze entwickeln: Es geht um das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit, um offene Räume für selbstbestimmten Aufenthalt und zufällige Begegnung, um vielfältige Angebote und Infrastrukturen zur Förderung sozialer Kohäsion. Diesen Anforderungen muss ein städtebaulicher Entwurf Raum geben, bevor am Ende für die kulturellen, sozialen und politischen Dimensionen des urbanen Lebens adäquate Formen und Raumbilder erzeugt werden. In dieser Phase des Entwerfens kommt die städtebauliche Handschrift ins Spiel. Meine Ambition beim Entwerfen richtet sich vor allem auf zwei Handlungsfelder: die Weiterentwicklung bewährter Stadtbau-Steine, insbesondere von funktionsgemischten Gebäuden, und die Gestaltung neuer Stadträume mit Bezug zum Ort.

Kann das Entwickeln einer Entwurfshaltung gelehrt werden? Gibt es dabei Unterschiede in der Ausbildung von Architekten und Stadtplanern?

Heute befassen sich viele Berufsgruppen mit dem Thema Stadt – Architekten, Stadt- und Raumplaner, Geografen, Immobilienentwickler, Juristen ... – die Reihe ist damit sicher noch nicht abgeschlossen. Ich habe die Hoffnung, dass es in den Masterstudiengängen gelingen kann, in diesem breit gewordenen Berufsfeld Verständnis für die europäische Stadtkultur und ein integriertes Planungsverständnis zu wecken; darin sehe ich einen wichtigen Beitrag zum überfälligen Diskurs über zeitgemäße Formen der Urbanität. Wenn Sie nach der Beziehung zwischen der Hochschullehre und der Entwurfshaltung fragen, sind Studierende in Architektur- und Stadtplanungsstudiengängen angesprochen. An meinem Lehrstuhl hat sich eine dreiphasige Didaktik bewährt: Reflexion historischer Entwurfsprinzipien und Stadtbau-Steine, kritische Analyse aktueller Städtebau-Projekte und schließlich die Suche nach einer tragfähigen Idee für den Ort. Die Ermutigung zum städtebaulichen Experiment – wie im Studentenwettbewerb des Städtebau-Instituts für innovativen Städtebau „NextCity“ thematisiert – spielt in der Betreuung eine große Rolle. Dabei ergeben sich in der Ausbildung von Architekten und Stadtplanern im Fach Städtebau unterschiedliche, teils gegenläufige Schwerpunkte und Vertiefungen. Die Schnittmenge beider Studiengänge bilden Kenntnisse darüber, wie im komplexen Wirkungsgefüge Stadt urbane Räume kreiert werden können. Ohne diese fachübergreifende Kompetenz gibt es keine Stadtbaukunst.

Wir danken für das Gespräch!